

Andreas  
Maier Das  
Haus

Roman



Suhrkamp

SV



Andreas Maier  
Das Haus

Roman

Suhrkamp

Der Autor dankt der Familie Schellhorn und  
ihrem Wirtshaus »Der Seehof« in Goldegg im Pongau.

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Erste Auflage 2011

ISBN 978-3-518-42266-3

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

# Das Haus



DRINNEN





**D**as Haus meiner Kindheit war groß und leer. Vorne ging es zur Stadt hin, zum Mühlweg, zu den anderen Häusern, nach hinten öffnete es sich auf die ganze Welt. Ich wuchs an einem großen Fenster auf, darunter war die Usa, unser Fluß, dahinter lag das Feld, und darüber war der Himmel. Lag ich im Bett, sah ich die Äste der großen Linden, die am jenseitigen Usa-Ufer standen. Im Sommer wehten ihre Blätter im Wind, im Herbst färbten sie mein ganzes Zimmer, im Winter starrten die Äste wie Skelette im Dunkeln, im Frühjahr bargen sie die Vögel und waren von Gesang erfüllt. Damals erkannte ich noch keine Vogelstimmen. Damals war ihr Gesang noch ungeschieden und einheitlich. Ich lernte die Stimmen erst, als das Zimmer, das Haus und die Welt, auf die hin es sich öffnete, verloren waren, wie auch das Geräusch der Usa, das mein Lebensgeräusch war. Dieses stetige Plätschern, das meinem Kopf von Anfang an einen bestimmten Rhythmus mitgegeben hat, gegen den ich mich nicht wehren konnte, vielleicht einer der Anfangsgründe meiner Krankheit.

Als ich ein kleines Kind war, brachten meine Eltern mich zum Arzt, denn ich sprach nicht, sagen

sie, lange Zeit nicht, kein Wort, und ich bewegte mich absonderlich. Sie glaubten an einen schwerwiegenden Nervenschaden. Die Augenprobe bestand ich nur teilweise. Immer glitten meine Augen vom Gegenstand der Betrachtung. Am Anfang fixierte ich, dann glitt ich ab, sagen sie. Ich lag nachts im Bett und hustete mir alles aus dem Leib, auch das wurde mit den Nerven erklärt. Ich war ein erschöpftes Kind, das sich nachts in einen bellenden Hund verwandelte. Der Arzt habe mich begutachtet und gesagt, das Verhalten, das ich an den Tag lege, sei im allgemeinen Zeichen für eine Art von geistiger Behinderung, ich war aber offensichtlich nicht geistig behindert, sondern zeigte nur dementsprechende Verhaltensweisen. Ich war ein stummes Kind, das auf keinem Stuhl sitzen blieb, und wenn ich im Bett lag, schloß ich die Augen und öffnete sie wieder und wälzte stundenlang und die halbe Nacht langsam meinen Kopf auf dem Kissen hin und her, von links nach rechts und wieder von rechts nach links. Das machte meinen Eltern angst. Ich war verschlossen in meiner Welt, so sei es ihnen vorgekommen.

Erinnerungen an die erste Zeit im Haus habe ich nicht. Aber ich sehe immer ein Bild vor mir, nämlich wie ich im Kinderwagen im Foyer, unserem Hausflur, sitze. Vielleicht hat mich meine Urgroßmutter gerade von den Enten am Bad Nauheimer Teich nach Hause gebracht, und nun sitze ich dort im Kin-

derwagen und betrachte mit verschlossenem Mund die Welt und wiege den Kopf hin und her. Auch im Kinderwagen soll ich oft diese Bewegungen mit dem Kopf gemacht haben. Unten eine riesige, leere Fläche von Marmorfliesen, die eine große Kühle ausstrahlen. Dann nach rechts die lange Flucht des Ganges. Hinten im Gang ist es ganz lichtlos. Vorne, aber erst in einigem Abstand zu mir im Kinderwagen, die riesige freischwebende Treppe, mit denselben Marmorplatten belegt wie der Boden. Hinter mir, durch die offenstehende Tür, strömt Licht herein, und vom Obergeschoß kommt ebenfalls Licht herab, als sei dort oben eine Art Himmel, eine andere Sphäre. Das Foyer sieht in diesem Bild aus wie eine riesige Theaterbühne, ein Architekturstück in kühler, geometrischer Ordnung ohne Schauspieler, nur mit mir darin. So sehe ich meinen Wagen wie in einem universalen Raum, in dem sich jeder Augenblick bis an die Grenzen der fernen Wände und in die schwummrige Dunkelheit hinein dehnt. Das einzige Material, aus dem dieses Universum besteht, sind die fernen Tapeten der Wände und die zahllosen Fliesen auf dem weit sich verlierenden Boden. Vielleicht betäubt mich dieses Foyer mit seiner Stille und Riesenhaftigkeit, oder ich schaue es verwundert an und dämmere dabei hinweg.

Wenn man im Erdgeschoß die breite, offene Kellertreppe hinabblickte, die in der Mitte des Foyers

lag, sah man wie in einen Schlund hinein. Es war eine dunkle, unheimliche Öffnung. In der Uhlandstraße hatte der Keller hinter einer Tür gelegen. Auch bei der Urgroßmutter mußte man erst einmal das Treppenhaus hinuntersteigen und dann eine gelblich mit Lack angestrichene Holztür öffnen, um in den Keller zu gelangen. Hier aber mußten sie mich davor bewahren, in diesen Kellerschlund hinabzustürzen. Ob mich dieses unbekannte Dunkle anzog, das da jeden Tag offen vor mir lag, ob es mich abstieß und mir Furcht einflößte? Manchmal muß ich gesehen haben, wie jemand hinabstieg, irgendeine Person, mein Vater, meine Mutter, mein Onkel J., ein Schemen, der gegen das Kellerlicht dünner wurde, als gehe er dort unten seinem Verschwinden entgegen. Wenn er um den Treppenknicke verschwunden war, war er weg, nicht anders, als sei er endgültig dort unten verloren und ausgelöscht wie in einer Vernichtungsmaschine. Einige Minuten später tauchte wieder ein Schemen auf, wurde voluminöser, der Betreffende kam wieder zur Welt oder war auferstanden, jetzt vielleicht mit einem Bierkasten oder einer Weinflasche oder einem Wäschekorb in den Händen; die Lampe war oberhalb des Treppenabsatzes so angebracht, daß derjenige, der emporstieg, eine Aura um seinen Kopf bekam und auf einer bestimmten Stufe der Treppe einen Heiligenschein hatte. Dann war die Figur wieder im Foyer angekommen. Das letzte,

was geschah, war, daß schlagartig das Licht wegfiel und der Kellerabgang, eben noch ausgeleuchtet bis in jeden Winkel, wieder in Dämmerung und weiter unten in Schwärze lag. Daß die Ursache dafür ein Lichtschalter war, den die betreffende Person betätigt hatte, dürfte ich damals kaum begriffen haben. Vermutlich kam mir alles wie eine Naturgesetzlichkeit vor, die ich anstaunte wie die Sagen und Märchen, die man mir erzählte.

Anders war es, wenn jemand in den ersten Stock emporstieg. Dann stieg er in jenes diffuse Licht, das von oben kam und immer heller wurde. Das war der Aufstieg in den Himmel, dort oben im ersten Stock wurde man von einer Lichtatmosphäre aufgenommen wie bei einer Verklärung. Diese Verklärung lag übrigens allein daran, daß dort oben der Treppe gegenüber ein großes Fenster eingelassen war und die danebenliegenden Türen, die auf ein großes Zimmer nach Süden gingen, meist geöffnet waren. Unten im Foyer gab es nur eine dunkle Milchglas-scheibe, auch waren die Türen der anderen Räume immer verschlossen, den ganzen Flur entlang. Wenn jemand hinaufging, hatte ich keine Angst um ihn, auch wenn er, etwa wie unsere Nähfrau Däschinger, dann stundenlang nicht mehr herunterkam. (Frau Däschinger saß ganze Nachmittage dort oben und nähte vor sich hin in einem großen, hellen Balkonzimmer.) So war das Foyer ein manichäischer Appa-

rat, der die Welt in Licht und Dunkel teilte, mit allen Konnotationen wie erhaben einerseits, unheimlich andererseits, vielleicht auch gut und böse *et cetera*. Auf diese Weise schuf mir das neue Haus seine ganz eigene Sagenwelt. Noch heute sind Besucher regelmäßig erstaunt, wenn sie unser Foyer zum ersten Mal betreten und den Kellerabgang vor sich sehen. Um wieviel mehr muß es mich, das Kleinkind, erstaunt haben.

Vor dem Umzug hatte ich in einer anderen Welt gelebt. Da war der Kurpark in Bad Nauheim, in dem ich sehr oft gewesen sein soll, das Haus meiner Großmutter in der Uhlandstraße, wo wir vor dem Umzug in einer kleinen Dachzimmerwohnung gelebt hatten, die alte Wohnung meiner Urgroßmutter, in der ich mich meistens aufgehalten haben soll. Diese Welt, meine erste, war die Welt meiner Großeltern und Urgroßeltern. Noch mit fünf, mit sieben Jahren war ich immer lieber im Haus der Großmutter oder bei der Urgroßmutter. Vielleicht fällt mir deshalb immer zuerst, wenn ich an unser Haus denke, dieses Bild mit dem Foyer ein, weil es den Übergang markiert, den ich damals erlebte, den Übergang zwischen der alten Welt und der neuen. Ich sitze im Vorraum, kann noch nicht sprechen, vielleicht ist meine Urgroßmutter nur kurz in die Küche oder an die hintere Garderobe gegangen, das sind keine acht Meter, aber in dem Augenblick, da

ich dort sitze (wenn es Herbst ist, kommen die kalte Luft und das Oktober- oder Novemberlicht durch die offene Tür hinter mir mit hinein), schließt sich der Raum um mich und hebt mich in seinen geometrischen, weiten, leeren Kosmos. Ich stelle es mir wie ein Bild von Paul Delvaux vor. Daß meine Urgroßmutter nur um die Ecke gegangen ist und in wenigen Sekunden wieder erscheinen wird, weiß ich nicht, dieser Gedanke, diese Ahnung kommt in dem Bild nicht vor.

Das Haus war damals neu gebaut worden auf dem Grundstück unseres ehemaligen Apfelgartens. Innen war es noch kaum eingerichtet, ich vermute, das einzige, was in der langen Flucht des Foyers vorhanden war, war die vordere Garderobe, ein Gestell aus schwarzgestrichenem Metall mit ausladenden Haken daran, die für mich in den folgenden Jahren stets etwas Furchterregendes hatten, denn sie erinnerten mich an die Haken bei unserem Fleischer, dem Metzger Blum. Die Dachwohnung im Haus meiner Großmutter, in der wir vorher gewohnt hatten, war dagegen geradezu winzig und sehr verwinkelt gewesen. Dort waren die Wände und die Türen nah, man sah nie weiter als vielleicht drei oder vier Meter, und überall waren Gegenstände, Einrichtungen, Tische, Kommoden, Spiegel, Stühle, Teppiche, Vasen, Blumen *et cetera*. Die Urgroßmutter lebte in einem noch älteren Haus als mei-



ne Großmutter. Sie hatte eine Wohnung im zweiten Stock, zu der sie mich stets hochtrug. Ich hielt mich dort meist in der Küche auf, dort war alles voller Schüsseln, alter Kannen, Einmachgläser, Dosen, Vitrinen, in der Mitte des Raumes ein großer Tisch, teils stammte die Einrichtung noch von den Eltern der Urgroßmutter aus den zwanziger Jahren. Das war die andere Welt, eine Welt voller Gerüche, Geräusche, knarrender Holzstufen, ob sie damals noch Sauerkraut im Keller hatte, weiß ich nicht – ich habe an meine Urgroßmutter keinerlei lebendige Erinnerung mehr und kenne sie nur noch von Fotos und Erzählungen. Auch die knarrenden Holzstufen kenne ich nur von später. Und doch habe ich sie in meinen ersten Lebensjahren täglich gehört. Immerhin habe ich von der Küche der Urgroßmutter noch ein ganz fernes Bild im Kopf, genauer gesagt vom großen Küchentisch, aber vielleicht auch nur, weil meine Schwester später regelmäßig erzählte, wie sie sich dort unter dem Tisch versteckt habe, wenn sich die Urgroßmutter ankleidete, und wie sie von da die alten, großen Brüste der Urgroßmutter angeschaut habe. Offenbar hat sie das öfter getan.

Wie jede frühe Kindheit, so wird auch meine in der Familie in einer Ansammlung ganz verschiedener Geschichten und Anekdoten erzählt, von denen ich nicht weiß, inwieweit sie zutreffen oder ob sie überhaupt irgendwie zutreffen, auch wenn ich im

Zentrum dieser Erzählungen stehe, als das Kind Andreas bzw. der *Andi*, wie sie mich nannten. Dieser Andi sei in den ersten Tagen ein unkompliziertes Kind gewesen. Schon die Geburt sei ganz leicht gewesen. Mein Vater war wie immer mit seinem Dienstwagen nach Frankfurt gefahren, die Wehen setzten am Morgen ein, und daraufhin folgt immer die Anekdote mit dem Milchmann, der meine Mutter in die Geburtsklinik fährt. Er stellt gerade die Milchflasche vor die Tür, da fragt ihn meine Mutter, ob er sie nicht in die Klinik fahren könne. Andernfalls hätte sie vielleicht ein Taxi genommen oder meinen Onkel J. angerufen. Ob schon eine Tasche mit den notwendigen Sachen für den Aufenthalt in der Klinik bereitstand, wird nicht erzählt, es ist aber wahrscheinlich. Es war nämlich die dritte Niederkunft, so wird alles bereits mit einer gewissen Routine vonstatten gegangen sein. Die Familie wohnte damals in einer Wohnung in Nieder-Mörlen, einem Stadtteil von Bad Nauheim, und bestand aus vier Personen, meinen Eltern und meinen zwei Geschwistern. Meine Mutter lebte dort einige Jahre als Hausfrau, hauptsächlich beschäftigt mit den Kindern und dem Haushalt, und möglicherweise verströmte sie nach außen Glück und Zufriedenheit und auch Stolz auf die Ehe, den Gatten, die eigene Wohnung, die Kinder und überhaupt auf das Gesamtbild, das sie mit alledem vor sich und der Um-

welt abgab, es muß alles in gewisser Weise die Erfüllung eines vorgestellten Lebensplans gewesen sein, und ich vermute, damals, im Schwung der ersten Ehejahre, war das, was sie als ihr Glück bezeichnet haben mag, noch halbwegs ungebrochen. In der ersten Zeit wird sie ihre Wünsche noch für ganz wirklich gehalten haben. Die Kinder waren klein, man konnte sich um sie kümmern, sie waren augenscheinlich noch keine Personen, und der Haushalt um sie herum war ganz auf die Kinder und die häusliche Versorgung des Mannes abgestimmt, der wiederum den ganzen Haushalt finanziell ermöglichte. Ich stelle mir diese ersten Jahre zwar nicht als Idyll vor, aber als Jahre einer gewissen glücklichen Überraschtheit, als könne alles tatsächlich so sein, wie man es verabredet hat, und als sei das durch die Ehe verheißene Glück tatsächlich möglich. Ich kann daraus allerdings kein lebendiges Bild zeichnen, ich müßte denn meine Mutter ins Auto setzen auf dem Weg in die Stadt zum Friseur oder zur Konditorei, wo sie die Königinpasteten für den Heiligen Abend abholt (vorbestellt), ich müßte sie an den Herd stellen oder auf die Couch setzen, wo sie einem ihrer Kinder die Brust gibt, ich müßte sie an die Mangelmaschine setzen, wo sie Handtücher mangelt, ich müßte sie in die Kirche setzen oder knien oder nach vorn zur Kommunion schicken, und über all das müßte ich die höhere Idee der Ehe setzen, die alle

diese einzelnen Lebensdetails auratisch umleuchtet, zumindest für die betreffenden Personen. Daneben die permanente Abwesenheit ihres Gatten nebst seinen diversen Bautätigkeiten für die Familie, dem Abschluß von Versicherungen, Bausparverträgen, dem Eröffnen von Konten und Niederschreiben von Steuererklärungen, der politischen Arbeit im Stadtparlament, und auch ihn müßte ich, wenn er am Feierabend oder an den Wochenenden da ist, neben seine Gattin auf das Sofa oder auf die Kirchenbank setzen, und zwischen sie vielleicht die beiden Kinder. Sie werden oft in die Uhlandstraße gefahren sein oder zu meiner Urgroßmutter nach Friedberg in die Usavorstadt. Vielleicht gemeinsame Kartoffelpuffer am Herd, die Eier stammen aus den Ställen auf dem Grundstück der Steinwerkefirma.

Der erste konkrete Begriff, mit dem meine Zeitrechnung beginnt, ist also der Milchmann. Ich sehe eine Frau, die sich eingerichtet hat, ihren Tagesablauf hat, ein gutes Verhältnis zum Milchmann, zwei, drei Kilometer entfernt von ihren nächsten Verwandten, die aber sicherlich jeden Tag Kontakt zu diesen Verwandten hat, oft mit ihnen telefoniert und die anstehenden Dinge bespricht. Neben der Geschichte mit dem Milchmann und der leichten Geburt, über die sich alle gefreut haben, gab es wenige Wochen zuvor allerdings auch die Beerdigung meines Großvaters und, wiederum einige Wochen